

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 16 (1926)

Heft: 44

Artikel: Im Spätherbst des Lebens

Autor: Stoll, J.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646936>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

tätigkeit offenbar auch in der Druckerei an die Hand ging und gewissermaßen als „Reichsverweser“ für den abwesenden Sohn die Offizin verwaltete.

(Schluß folgt.)

Im Spätherbst des Lebens.

Skizze von J. Stoll. (Nachdruck verboten.)

Es war ein sonniger Herbsttag. Ein goldener Strahl glitt durchs Fenster und zitterte auf dem grauen Scheitel des alten Mädchens, das die verblühte Wange an den Fensterriegel gelehnt, trozig hinaussah.

„Hast lange auf dich warten lassen, Heinrich Brenner“, sagte sie bitter, und wandte ihm noch immer den Rücken.

Der alte Mann, der an der Türe stand, senkte den Kopf noch tiefer.

„Kannst immer noch nicht vergessen, Elisabeth?“ fragte er traurig.

„Ich... vergessen...?“ Sie lachte schrill und höhnisch auf. „Nein, nein, Heinrich Brenner“, rief sie erregt, „ich habe nicht vergessen“ — und sie dachte an die langen, grauen Jahre, ihr armeliges, freudloses Leben, das hinter ihr lag. Und er war schuld daran, der jetzt nach vierzig Jahren wieder vor ihr stand.

Er redete etwas seine müde, schlaftrige Gestalt. Die verblaßten, glanzlosen Augen glitten unsicher zu dem Mädchen am Fenster hin. Ein heißes Mitleid kam über den Mann. Hatte sie vielleicht noch mehr gelitten in ihrer Einsamkeit als er draußen im Sturme des Lebens?

„Elisabeth“, sagte er, und seine zitternde Stimme fiel zum Flüstern herab. „Ich habe so schwer gebüßt, glaub mir's; du weißt, ich fand kein Glück bei der andern — wir verstanden uns nicht — jetzt ist sie längst tot...“

Wie Lächeln huschte es einen Moment über ihr Gesicht — ja, ja, sie wußte es, es war ihr Trost, ein Lichtstrahl gewesen in ihren grauen Alltag, daß er sein Glück nicht gefunden...

„Läß die Vergangenheit ruhen“, fuhr er bittend fort, „es ändert heute nichts mehr. Sieh, Elisabeth, als ein Reuiger steh ich heute vor dir und zugleich als ein Bittender; ich möchte etwas Großes, Heiliges von dir...“

„Ich bin ein alter, gebrochener Mann, gebrochen an Leib und Seele. Du weißt, meine einzige Tochter ist tot, ihr Mann flüchtig, ein Ehrloser. Ich bin ruiniert — doch blieb mir etwas, der beiden Kind, ein liebes, süßes Enkelkind — mein Sonnenchein...“ Er schwieg. Die Erinnerung an das kleine Wesen hatte den Alten für Momente um Jahre verjüngt, seine Augen belebten sich, sein Leib ward straffer.

Sie stand noch immer abgewandt. Sie verstand und hörte nur das eine: Er hatte noch etwas, ihm gehörte noch etwas Liebes, Warmes... sie aber hatte nichts... Wie Reid froh's ihr ans Herz.

Eindringlich, leidenschaftlich fuhr er fort: „Das Kind hat keine Mutter mehr, keinen Vater, sein Großvater ist alt, müde, zum Sterben reif... ich kann das Kind nicht behalten — da hab' ich an dich gedacht, Elisabeth, weißt, ein wenig Sonnenchein gäb es vielleicht noch für uns beide — im Spätherbst unseres Lebens...“

Sein trübes Auge hing an ihr, angstlich, flehend... Zum ersten Male wandte sich das alte Mädchen ihm zu. Abwehrend hielt sie ihm die Hände entgegen und rief: „Heinrich, wir beide haben keine Gemeinschaft mehr.“

Seine Gestalt knickte wieder in sich zusammen. Sie betrachtete ihn zum ersten Male. Sie sah seine welken Züge, in denen so viel Leid geschrieben stand, sie sah die schlaffe, zusammengezogene Gestalt — Und sie sah einen jungen, hoffnungsvollen Mann neben ihm. Es war vor vierzig Jahren. Da blauete eine Sommernacht. Sie hing an seinem Arme, liebestrunken, das Herz voll Glück, zum letzten Male; denn er nahm Abschied. Über er würde wieder kehren zu seinem treuen Lieb —

Sie wartete und wartete, geduldig, lange.

Er kam zurück und mit ihm sein junges, schönes Weib...

— Jetzt war's vorbei, vierzig Jahre sind eine lange Zeit.

Noch immer stand der alte Mann. Er atmete schwer; so bestimmt hatte er auf die Erfüllung seiner Bitte gehofft. Er trat an Elisabeth heran. „Lischen“, bat er weich, „Lischen, du hastest mich doch einst so lieb...“

Da lief ein Zucken durch ihren Leib, sie sank auf einen Stuhl, schlug die Hände vors Gesicht und weinte, weinte milde, versöhnende Tränen.

Erschüttert stand er. Er wußte, er hatte gewonnen. Voll heiter Dankbarkeit hätte er vor ihr niederknien mögen, vor ihr, der er alles genommen: Liebe, Jugend, Hoffnung.

Elisabeth stand auf. Sie reichte dem Manne die Hand und sagte:

„Heinrich, dein Enkelkind soll eine Mutter haben.“

Er wollte sprechen, ihr danken, aber alle Worte schienen ihm zu gering.

So ging er.

Draußen verglomm der letzte Sonnenstrahl. —

Ein Herbststurm fegte über das Land. Die letzten Blätter brach er von den Bäumen. Einige Ästern und Rosen hingen verblaßt an ihren Stengeln.

Elisabeth saß an einem Kinderbettchen. Sie sah dieses Jahr nichts von dem trostlosen Bilde des Spätherbstes. In ihrem Herzen glomm ein Flämmchen, das größer und größer wurde und ihr ganzes Sein erwärmt. Sie hatte die Hände gefaltet und sah auf das Kind nieder, das mit geröteten Wangen in den weißen Rissen ruhte.

Sie beugte den Kopf tiefer und tiefer und ihre Lippen drückten einen innigen Kuß auf das rosige Gesichtlein. „Du, mein liebes, süßes Kind“, flüsterte sie zärtlich. Und als sie die Augen hob, da lag ein großes, wenn auch spätes Glück darin.

Cimitero degli Allori bei Florenz.

Ein Oktobermorgen auf dem protestantischen Friedhof von Florenz! Tiefe Stille herrscht hier draußen in dem Tal der Toten. Wie von weither nur dringt hie und da ein Ton der Welt herein; von einem Auto oder Tram, das vorüber gegen die Certosa hält.

Ippressen, düstre, ernste, häuten streng den ewigen Schlaf der Münden hier. Hoch und schlank wachsen sie hinein in die blaue Unendlichkeit des Himmels.

Ein Lüftchen streicht sanft das Trauerweiden. Leise, zärtlich singen ihre Zweige ein liebes, altes Schlummerlied.

Tiefe Glöckentöne zittern durch die Luft, mischen mit dem blauen feinen Herbstdunst sich und weben so zusammen ein großes, seligbanges Heimweh: des Herbstes Gabe an das Menschenherz.

Trunken vor Sonnenseligkeit — nach kalten Tagen — gaukeln Schmetterlinge leicht vorüber, im Vorübergehen zart und scheu die Blumen küssend. Mücklein tanzen in der Luft und freuen sich auch des warmen, frohen Lebens.

Blumen — flammenrote Begonien, weiße, rote Rosen, heimliche Geranien — leuchten Leben in die weiße, stille Gräberstadt. Dazwischen streut die blaue Vanille ihren feinen Duft. Efeu, immergrünes, du zeugst von Hoffnung, die nimmer stirbt. Und Lorbeer kündet von Arbeit und Werk und Ruhm der Selig-Schlafenden.

Schill tönt die Pförtnerglocke in den tiefen Frieden hier herein. Ist's Besuch, der einem Toten gilt? Von ferner Heimat her?

Da wird ein frisches Grab geschauft. Für einen, der Florenz' Herrlichkeit genießend, plötzlich abberufen wurde? Für einen, der unter Italiens blauem Wunderhimmel Heilung suchte?

„Non omnis moriar.“ So steht auf Böcklins Ruhestatt. Zwei graue, ernste Sandsteinplatten decken ihn und seine Gattin. Kein grünes Neislein auf dem Grabe selbst.